Reviews

Epigraphy in an Intermedial Context. Eds. Alessia Bauer, Elise Kleivane, and Terje Spurkland. Dublin: Four Courts Press, 2018. 216 pp. ISBN 978-1-84682-716-7. € 55.00.

Reviewed by Michelle Waldispühl

Der Band *Epigraphy in an Intermedial Context* versammelt Beiträge zu unterschiedlichen Inschriftenträgern (Steinmonumente, Münzen, Grabplatten, Holzgegenstände, Kirchentüren, Kirchenwände, Glocken und Bleiamulette) und aus verschiedenen Disziplinen, wobei der Schwerpunkt in sieben von neun Beiträgen auf mit skandinavischen Runen in Beziehung stehenden Quellen liegt. Er hat zum Ziel, epigraphische Denkmäler als Zeugen mittelalterlichen Schreibens ganzheitlich zu betrachten, indem angenommen wird, dass verschiedene Modi wie visuelle Komponenten, Layout und der äussere Kontext des beschrifteten Gegenstands im Zusammenspiel mit der Inschrift zur Bedeutungskonstitution beigetragen haben (S. 9).

Den theoretischen Überbau bildet das Konzept der *Intermedialität*, in das Terje Spurkland in seinem Artikel „Introduction: Old wine in new wineskins? Some reflections on text, media and modes“ einleitend einführt. Spurkland (S. 12) betont zunächst, dass Inschriften nur in einem interdisziplinären Zugang und unter Einbezug des epigraphischen Kontexts (d.h. zusammen mit anderen Ritzungen auf demselben Objekt) zum einen und des äusseren Kontexts des beschrifteten Artefakts zum anderen gedeutet werden können, da all diese Aspekte zum Bedeutungsspektrum beitragen. Anschliessend geht er auf die Mehrdeutigkeit des Medienbegriffs ein, unter dem sowohl semiotische Systeme (Sprache, Schrift, Bilder) als auch Übertragungskkanäle und Informationsträger (Stein, Holzstab, etc.) gefasst werden können. Dem Medienbegriff grundlegend ist allerdings dessen (bedeutungs-)übermittelnde Funktion. Intermedialität meint auf dieser Begriffsgrundlage das Zusammenspiel und Zusammenwirken von mehreren Medien bei der Bedeutungsübermittlung (bzw. -konstitution) von Kulturobjekten (S. 14). Spurkland lässt nicht unerwähnt, dass es konkurrierende Termini für die oben genannten Auffassungen von *Medium* gibt: Für die Bezeichnung semiotischer

Waldispühl, Michelle. "Review of *Epigraphy in an Intermedial Context*. Eds. Alessia Bauer, Elise Kleivane, and Terje Spurkland. Dublin: Four Courts Press, 2018. 216 pp. ISBN 978-1-84682-716-7."

Futhark: International Journal of Runic Studies 9–10 (2018–2019): 275–86.

DOI: 10.33063/diva-402186

Ressourcen existiert der Begriff *Modus* (engl. *mode*; *modality*; S. 15), während die materielle Auffassung durch „Materialität“ ausgedrückt werden kann (S. 13). Spurkland unterlässt es allerdings, die Begriffe nagelfest zu definieren, sondern belässt es dabei, die theoretische Komplexität der zu behandelnden Phänomene aufgezeigt zu haben und überlässt mögliche theoretische Schlussfolgerungen mit Verweis auf die kommenden Beiträge dem Leser und der Leserin (S. 17).

Im ersten thematischen Beitrag des Bandes unter dem Titel „Philological considerations set in stone: looking again at the early medieval inscriptions of Wales“ widmet sich Anthony Harvey den frühmittelalterlichen walisischen Parallelinschriften mit Texten im Ogham und im römischen Alphabet. Mit einem philologischen Zugang geht er der Frage nach der Funktion der beiden Schriftsysteme auf demselben Objekt sowie dem Stand der damaligen Sprachkompetenzen nach.

Ein bedeutendes Charakteristikum der in Latein verfassten walisischen Alphabetinschriften ist, dass die lateinische Sprache im Verlauf der Jahrhunderte in Bezug auf Flexionsendungen immer fehlerhafter wird (S. 21 f.). Während diese Entwicklung bisher als Symptom schwindender Kompetenzen in Latein als Zweitsprache interpretiert wurde, plädiert Harvey dafür, dass es sich genauso wie bei der Entwicklung der romanischen Sprachen auf dem Kontinent um natürlichen Sprachwandel in einer fortlaufenden mündlichen Verwendung handeln könnte (S. 22). Er stützt diese These mit Wortschatzuntersuchungen in zeitgenössischen lateinischen Texten aus Wales, wo ein Ausbau vergleichbar mit dem Kontinentalromanischen festgestellt werden kann. Auf dieser Basis interpretiert Harvey die zahlreichen, bisher als vermeintliche Genitivendungen angesehenen *i*-Endungen in Subjektstellung (z.B. in *CUNOGUSI HIC IACIT* [Hervorhebung im Original]) neu als fehlgeschlagene Versuche, trotz geschwundenen Flexionsendungen im mündlichen Gebrauch korrektes Latein zu schreiben (S. 27). Die Variation zwischen korrekten und fehlerhaften Formen im Gesamtmaterial erklärt er mit unterschiedlichen Ausbildungsgraden bei den Schreibern.

Aus dieser „Romanisch-These“ schliesst Harvey, dass die jeweiligen parallelen Steininschriften mit Ogham und römischem Alphabet nicht an zwei völlig unterschiedliche Rezipientengruppen gerichtet waren, sondern höchstens an zwei Gruppen mit unterschiedlichen Mutter-, bzw. kulturellen Identitätssprachen (S. 25).

Elisabeth Okasha betrachtet ebenso insulare Denkmäler mit zwei Schriftsystemen, allerdings die angelsächsischen mit Inschriften in Runen und römischem Alphabet. Sie kategorisiert in ihrem Artikel „Roman script and runes in Anglo-Saxon inscriptions: an intermedial usage?“ die insgesamt siebzehn Inschriften (von total 350 angelsächsischen, beschrifteten Objekten zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert) in vier Gruppen: die erste Gruppe umfasst fünf Inschriften mit einem Text im römischen Alphabet und vereinzelt Runenzeichen, die zweite das Franks Casket mit hauptsächlich runischen Texten und einem im römischen Alphabet, die dritte drei Parallelinschriften mit identischen Texten in beiden Schriftsystemen und die vierte schliesslich acht Objekte mit jeweils unter-

schiedlichen Texten in Runen und im römischen Alphabet. Generell lässt sich eine systematische Zuordnung von Schriftsystem und Sprache feststellen: Lateinische Texte werden immer nur im römischen Alphabet verschriftet, während Personennamen und altenglische Textteile in beiden Schriftsystemen zum Ausdruck kommen (S. 35). Was die vereinzelt Runen in der ersten Gruppe betrifft, plädiert Okasha für eine intentionale Verwendung und schlägt als Funktion die Erhöhung der Qualität der Inschrift, dekorative Motive, Platzgründe, Wissensdemonstration oder eine Markierung der Herkunft und Identität vor (S. 36). Auch die Schriften- und Sprachenkombination auf dem Franks Casket hält sie für intentional und sieht eine „multimodale Betrachtung“ als geeignet an, um den Text zu verstehen, worauf sie allerdings nicht weiter eingeht (S. 38). Für die Parallelinchriften findet sie es am wahrscheinlichsten, dass die jeweiligen Ritzer ihr Können in beiden Schriftsystemen zur Schau stellen wollten (S. 40). Eine Adressierung zweier unterschiedlicher Gruppen sei nicht anzunehmen, da es im angelsächsischen Kontext zu jener Zeit kaum jemanden gegeben habe, der/die nur eines der beiden Schriftsysteme beherrscht hätte. Okasha merkt abschliessend an, dass die Verwendung von mehreren Schriftsystemen dem beschrifteten Objekt zusätzliche Bedeutungsebenen gebe und die Gesamtbedeutung multimodal zu verstehen sei. Es bleibt jedoch dem Leser und der Leserin überlassen, inwiefern diese Bedeutungsaspekte in einer solchen Perspektive zu deuten und die Botschaften auf den Objekten zu verstehen wären.

Das Verzeichnis mit allen siebzehn Inschriften sowie dem Korpus der Hartlepool-Inschriften (S. 40–42) ist übersichtlich und handlich, allerdings unvollständig (z. B. fehlt bei Falstone der Text in Runen). Ausserdem hätte sich das runologische Auge über eine fettgedruckte Wiedergabe der Runentransliterationen gefreut.

Svein H. Gullbekk behandelt in seinem Beitrag „Coins and epigraphy: comments on literacy in eleventh-century Norway“ Münzen aus Norwegen des 11. Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt der individuellen Schreibfähigkeit. Er betont eingangs die Relevanz des methodischen Ansatzes, dass in der Numismatik entgegen bisheriger Praktiken die Betrachtung jedes einzelnen Exemplars (und nicht nur des bestbewahrten) von Bedeutung ist, da individuelle Variation insbesondere in Bezug auf literale und technische Fertigkeiten möglich ist (S. 43 f.).

Eine solche Variation zeigt sich deutlich in den norwegischen Münzen des 11. Jahrhunderts, die zwar von einem ursprünglich auf römische Praktiken zurückgehenden Standard mit ikonographischen Darstellungen und Inschriften auf Vorder- und Rückseite ausgehen, jedoch zu einem grossen Anteil, im Fall der Münzen aus der Regentschaft von König Harald Harðráði (1047–1066) gar zu 95 %, unlesbare Inschriften tragen. Der Anteil Münzen mit unlesbaren Inschriften nimmt zwar bis zu König Olaf Kyrres Regentschaft (1067–1093) ab, bleibt aber bestehen, woraus Gullbekk schliesst, dass die grundsätzliche Beschriftung, das Gewicht und das ikonographische Design für die Anerkennung und Verwendung der Münze als Währung bedeutender waren als die Lesbarkeit der Inschriften (S. 52 f., 56). Darin unterscheiden sie sich von zeitgenössischen Münzen aus Deutsch-

land und England, wo die lateinischen Buchstabeninschriften generell lesbar sind (S. 54, vgl. S. 47 Anm. 6).

Mit Runen beschriftete Münzen wurden erst unter Haralds Sohn Olaf Kyrre eingeführt und weisen auch viele unlesbare Beschriftungen auf. Gullbekk vermutet, dass Schriftkundige die Münzen jeweils definiert hätten, die Ausführenden jedoch die Beschriftungen nicht sinnvoll umsetzen konnten (S. 55). Unter Olaf wurden das runische Schriftsystem und die Volkssprache dem Latein und dem römischen Alphabet vorgezogen, was in einem europäischen zeitgenössischen Vergleich heraussticht (S. 56).

Gullbekks Beitrag zeigt auf, dass die Perspektive auf einzelne Exemplare anstatt nur auf das Konzept einzelner Stempel Einsichten in vorherrschende individuelle Schreib- und Gestaltungspraktiken und dem Verwendungswert von Münzen bringt. Relevant ist insbesondere die Schlussfolgerung, dass Lesbarkeit für die mediale Funktion des Objekts eine untergeordnete Bedeutung hatte. Der Fokus liegt im Beitrag lediglich auf der Les- und Deutbarkeit der Inschriften, während weitere Aspekte wie z.B. das Zusammenspiel der ikonographischen Umsetzung mit den Beschriftungen in weiteren Studien auch in Betracht genommen werden könnten. Ausserdem wäre ein systematischer Überblick über die Anteile von unlesbaren, lesbaren aber nicht-lexikalischen und lexikalischen Inschriften in den jeweiligen Schriftsystemen anhand von quantitativen Daten wünschenswert. Für das Verständnis der Tabelle 4.1 (S. 48) wäre eine genauere Erklärung der verschiedenen Klassen in der ersten Spalte für einen interdisziplinären Leserkreis hilfreich gewesen.

Magnus Källstöms Beitrag „*Haraldær stenmæstari—Haraldus magister: a case study on the interaction between runes and Roman script*“ widmet sich dem Nebeneinander von Runen und dem lateinischen Alphabet in den von Meister Harald signierten fünf evtl. sechs Grabplatteninschriften (datiert zwischen dem Ende des 12. und der Mitte des 13. Jahrhunderts) aus Västergötland. Drei Grabplatten weisen dieselbe volkssprachige Erinnerungsformel in Runen und im römischen Alphabet auf. Hinzu kommt Haralds Ritzerformel, die zweimal (Vg 95, Vg 146†) im römischen Alphabet und auf Latein und einmal (Vg 165) in Runen und Volkssprache steht. Was die Abfolge der jeweiligen Inschriften auf derselben Grabplatte betrifft, argumentiert Källström dafür, dass die Inschriften im römischen Alphabet wohl vor den runischen zu lesen seien. Dafür sprechen die im Anschluss an die Runeninschriften platzierten Ritzerformeln, die in anderen Inschriften prototypisch am Schluss stehen (S. 69 f.). Es lässt sich ausserdem, genauso wie bei den von Okasha behandelten angelsächsischen Mischinschriften (siehe oben), feststellen, dass Latein jeweils im römischen Alphabet, die Volkssprache jedoch mit beiden Schriftsystemen verschriftet wurde (S. 70).

Källström vergleicht anschliessend die Schreibungen in den jeweiligen Parallelinschriften und stellt fest, dass das runische Schriftsystem zwischen monophthongiertem /e:/ (< /æi/) † **e** und /æ:/ † **æ** unterscheidet, das römische Alphabet jedoch nur E verwendet. Die Ausnahme des Männernamens **rehinmop**

REHINMOT erkläre sich damit, dass es eine Entlehnung aus dem Deutschen sein kann (S. 71). Zwei weitere vokalische Besonderheiten in Haralds Schreibsprache sind die Wiedergabe der Umlautvokale /ø/ und /y/ mit VE (HVESA, parallel in Runen **hōsa**) respektive EV (DEVRMOSON, in Runen **dyrmoson**) im römischen Alphabet sowie die Schreibung **beorn** BEORN für den Namen altnordisch *Biörn*. Während Källström für erstere Besonderheit keine deutliche Anknüpfung findet, sieht er in letzterer einen möglichen angelsächsischen Einfluss (S. 72). Bei den Konsonantenschreibungen fallen die von der lateinischen Tradition beeinflussten Geminatenschreibungen (z. B. **gunnar** GUNNAR in Vg 95) auf. Eine umgekehrte Beeinflussung zeige sich in der H-Schreibung des Frikativs /g/ (z. B. **felaha** FELAHA, **mahister** MAHISTER in Vg 95), die allerdings in den wohl entlehnten Namen **rehinmop** REGINMOT und **markæræti** (möglicherweise ursprünglich mit einer punktierten *k*-Rune, d. h. **g**) MARGARETI (Vg 146†) nicht konsequent durchgeführt ist (S. 72 f.). Schliesslich sind /d/ und /þ/ in Runen konsequent auseinander gehalten als **d** und **þ**, während im römischen Alphabet für beide Lautwerte D verwendet wird (wieder mit Ausnahme von REGINMOT).

Källström präsentiert interessante und wertvolle Beobachtungen zur gegenseitigen Beeinflussung der beiden Schriftsysteme auf graphematischer Ebene, allerdings bleiben sie vorerst nur Momentaufnahmen, für die auf breiterer Basis erst noch Erklärungen gefunden werden müssen (S. 74). Zu kurz kommen Betrachtungen zur Wahl des einen oder anderen Schriftsystems. Weshalb wurde die Memorialformel jeweils als Parallelinschrift in sowohl Runen als auch Buchstaben notiert, während die Ritzerinschrift nie doppelt und zudem in unterschiedlichen Schriftsystemen und Sprachen erscheint? Ebenso ist AVE MARIA GRATIA in Vg 165 nur in Buchstaben wiedergegeben, weshalb? Hier könnte eine genauere Betrachtung der Schriftwahl geknüpft an Textkonventionen weiterführend sein.

Kristel Zilmer analysiert in ihrer Studie „Fixed and fleeting? Thoughts on the materiality and mediality of inscribed artefacts from medieval Bergen“ die materiellen und medialen Eigenschaften der beschrifteten Objekte von Bryggen in Bergen. Als theoretischen Ausgangspunkt betont sie, dass beschriftete Artefakte durch die Präsentation von Schrift oder anderen visuellen Markierungen, durch ihre materiellen Eigenschaften sowie ihre möglichen Funktionsweisen zusammen mit den jeweilig eingebetteten Bedeutungen eine Kombination von „mediation practices“ darstellten (S. 78). Das analytische Hauptgewicht legt sie auf die Materialität individueller Artefakte sowie deren dynamische Entwicklung als Medien in verschiedenen, möglichen Handlungskontexten.

Einleitend stellt Zilmer klar, dass der in bisheriger runologischer Literatur verwendete Begriff *runic/wooden stick* ‚Runen-/Holzstäbchen‘ der Diversität des Materials aus Bryggen nicht gerecht wird. Diese Diversität zeigt sie anhand einiger Fallbeispiele auf. Als erstes präsentiert sie zwei wohl als Wachstafeln verwendete Holzobjekte (N B368 und N B669), die entweder auf der Rückseite (N B669) oder gar auf den von der ehemaligen Wachsschicht überdeckten Flächen (N B368) eine Runeninschrift tragen. Auf diesen beiden Objekten

konnten Inschriften folglich unterschiedlich materialisiert werden – in Wachs oder in Holz. Weiter unterscheidet sie Tafeln (*tablets*) von Stäbchen (*sticks*) anhand deren materiellen Eigenschaften: Tafeln sind flacher, während die Seiten der Stäbchen so breit sind, dass sie potentiell auch hier Inschriften fassen und somit insgesamt auf vier Seiten beschrieben werden konnten (S. 86 f.). Sie betont jedoch, dass diese Kriterien, um dem Material gerecht zu werden, als zwei Enden eines Kontinuums zu sehen seien. Unter den anschliessend präsentierten Einzelbeispielen findet sich ein anhand materieller Eigenschaften sichtlich als Schreibtafel zubereitetes Exemplar, das fünf senkrechte Linien („Stäbe“) trägt und deshalb in Bezug auf seine Medialität – nicht zuletzt von der modernen Forschungsgemeinde – als beschriftetes Objekt wahrgenommen wird (S. 88 f.). Weitere Beispiele zeigen auf, dass einzelne aus heutiger Sicht simultan wahrgenommene Ritzungen nacheinander auf dem Objekt angebracht worden sind und dessen Funktionalität verändert haben (S. 91 f.), oder dass die Bildlichkeit der Schriftzeichen in ornamentaler Funktion ausgenutzt werden konnte (N B455, N B451, S. 92 f.). Unterschiedliche Visualität (bzw. Ritzqualität) der Inschriften weist auf verschiedene Ritzereignisse bei mehreren Inschriften auf einem Objekt (N B78) oder auf unterschiedliche funktionale Intentionen wie bei den stilisierten Doppelstrichrunen der Liebesinschrift auf N B464 (S. 94 f.). Zilmer erwähnt schliesslich auch noch auf ein elaboriertes Exemplar (N B287), das neben unterschiedlichen Runeninschriften in Klartext auch runische Kryptosysteme präsentiert und damit eine Schriftensammlung vermittelnd darstellt, weshalb es als didaktisches Hilfsmittel angesehen werden könne (S. 98).

Zilmers Beitrag zeigt, dass der analytische Fokus auf Materialität Charakteristika der Inschriften zutage fördert, welche die Funktionalität von beschrifteten Artefakten, insbesondere auch jener, die aus lexikalischer Sicht als irrelevant gelten, genauer aufzeigen können. Diese Beobachtungen tragen unverkennbar zu einem breiteren Verständnis der damaligen Schriftkultur bei. Die theoretischen Ansätze des Artikels bieten einen fruchtbaren Analyse Rahmen, wenn auch der Überbau gegebenenfalls stark theoretisiert und der analytische Mehrwert teilweise schwer nachzuvollziehen ist.

Elise Kleivane betrachtet in ihrem Beitrag „*Epigraphic Ave Maria as evidence of medieval literacy*“ die Variation der epigraphischen Überlieferung des Ave Maria-Gebets im mittelalterlichen Norwegen. Dabei liegen ihre Interessen zum einen auf dem Zusammenspiel der schriftlichen Quellen mit der angenommenen mündlichen Form des Gebets, zum andern auf der Vermittlung des Gebets in unterschiedlichen Modi (Layout, Ornament, Sprache und Schriftsystem) sowie auf den verschiedenen funktionalen Kontexten der Schriftträger. Als methodische Voraussetzung diskutiert sie die trennende Betrachtung von intendierter Funktion eines beschrifteten Objekts bei der Produktion sowie dessen (möglicher) abweichender Rezeption bei veränderten kontextuellen Bedingungen.

Kleivane kategorisiert die Ave Maria-Inschriften, die sowohl in Runen als auch im römischen Alphabet verschriftet sind, in eine ältere Gruppe, bei der längere

Textausschnitte vorkommen und eine jüngere, die nur den „Titel“ (*Ave Maria*, oder gar nur Teile davon) angeben. Diese Entwicklung interpretiert sie dahingehend, dass das Gebet in seiner mündlichen Form in jüngerer Zeit weiter verbreitet war und sich die Funktionen der Niederschrift geändert haben. Die langen Inschriften in Runen (Bergen N 617, Wandgraffiti in der Fortun Stabkirche N 307, Türring von Tønjum N 347 und der Holzklotz von Tønsberg N A63) werden als didaktische Hilfsmittel zur breiteren Vermittlung beziehungsweise zum Lernen des Gebets interpretiert, wenn auch eine Überlagerung mit anderen, z.B. apothropäischen Funktionen für Tønsberg und Fortun in Betracht gezogen wird (S. 107–110). Die fragmentarischen Ave Maria-Inschriften hingegen deuten Kleivane (S. 112–120) als *pars-pro-toto*-Referenzen auf das gesamte Gebet und insbesondere im Kontext der Grabplatten als Aufforderung an die Leser, das Gebet für die Verstorbenen zu beten, wie es in schwedischen Grabinschriften gelegentlich explizit ausformuliert ist (S. 118 f.). Speziell erwähnenswert ist schliesslich Kleivanes Deutung der für die Allgemeinheit nicht sichtbaren Ave Maria-Inschrift auf der Kirchenglocke von Gjerpen N 143 (S. 111 f.). Unter Anknüpfung an theologische Literatur, womit die Bedeutung von Glocken im religiösen Kontext unterstrichen wird (vgl. zur historischen Analyse der Glocke als Medium Missfelder 2018, 329 f.), „schwinge“ die Inschrift im Klang der Glocken „mit“ unter Voraussetzung dessen, dass kollektives Wissen darüber bestand, welche Inschrift auf der Glocke angebracht war.

Der Artikel bringt interessante Deutungsansätze und zieht generelle methodische Schlussfolgerungen zur Deutung und zum Verwendungskontext von mittelalterlichen Ave Maria-Inschriften. Insbesondere relevant ist Kleivanes Konstatierung, dass für die Verwendung beschrifteter Artefakte nicht unbedingt (nur) Lesevermögen vorliegen muss, sondern dass kulturelle Kompetenz über die funktionale Einbettung der „Medien“ in kulturelle Praktiken genauso bekannt sein müssen. Hinzuzufügen wäre noch, dass es nicht nur kulturelle Kompetenz zum Schriftträger braucht, sondern auch zur Situationalität der Verwendung (vgl. dazu Waldspühl 2013, 102–104, 238–242; 2016, 336). Runen werden zwar als angebrachterer Modus zur Vermittlung an ein weniger gebildetes Publikum gedeutet (S. 110), doch Kleivane (S. 121) plädiert dafür, die Zweischriftlichkeit von Runen und römischem Alphabet im mittelalterlichen Norwegen differenzierter zu sehen als dies in der einfachen funktionalen Zuordnung von römischem Alphabet zu gebildetem Milieu und (vorwiegend) Manuskriptkultur und von Runen zur ungebildeten Gesellschaftsschicht und (vorwiegend) epigraphischen Kultur bisher getan wurde.

Insgesamt wird aufgezeigt, dass eine Betrachtung von epigraphischen Texten in ihrem medialen Kontext ganzheitlichere Einsichten darüber bringt, wie Texte in den zeitgenössisch-kulturellen Verwendungskontext eingebettet gewesen sein könnten. Der Beitrag hätte jedoch von einer systematischeren und strukturierteren Herangehensweise, beispielsweise anhand einer Übersicht über die Inschriften mit der Verteilung auf verschiedene Schriftträger und der Verwendung einzelner Modi, sowie einer expliziteren theoretischen Verankerung profitiert. Die Verwendung des Begriffs *Medium* ist nicht konsequent und gelegentlich ver-

wirrend (definiert als „Schriftträger“, S. 101, dann aber verwendet für Oralität und das Ave Maria-Gebet, S. 102). Das Konzept der *Intermedialität* kommt nicht explizit zur Sprache, auch wenn in mehreren Deutungsbeispielen – nicht zuletzt im Beispiel der Glocke von Gjerpen – genau diese kombinierte Medialität als bedeutungskonstituierend ausgelegt wird.

Der Beitrag „In the beginning was the Word ... : new finds of lead amulets in Denmark“ von Lisbeth M. Imer und Rikke Steenholt Olesen präsentiert im Wesentlichen Neufunde von Inschriften (im römischen Alphabet und in Runen) auf mittelalterlichen Bleiamuletten aus Dänemark. Die Inschriften im römischen Alphabet sind in der bisherigen Forschung vernachlässigt worden, weshalb die Beschreibung dieser Texte sehr begrüßenswert ist. Es wäre allerdings wünschenswert gewesen, auch bei diesen Inschriften neben der englischen Übersetzung eine Transkription des lateinischen Texts zur Verfügung zu stellen.

Angesichts der erstmaligen Funde von volkssprachigen Bleiamulettinschriften in Runen werden die Formen eingehend analysiert und besprochen. Unbestritten leisten diese Neufunde einen bedeutenden Beitrag zur altdänischen Sprachgeschichte, sowohl in lexikalischer als auch grammatischer Hinsicht. Ich sehe hier aus Platzgründen davon ab, die sprachlichen Deutungen ausführlich zu besprechen. Die Analysen sind gründlich und nachvollziehbar. Der Sprachstand der Inschriften macht eine Datierung ins ältere Mitteldänische (1100–1350) wahrscheinlich (S. 150 f.) und runologische Argumente erlauben eine präzisere Verortung des ältesten Amuletts im 12. Jahrhundert und des jüngsten im 13.–14. Jahrhundert. Die Abfolge der inhaltlichen Textbausteine ist in allen Inschriften dieselbe, weshalb sich die Inschriften auch funktional im selben Spektrum befinden.

Im abschliessenden Kapitel vergleichen die Autorinnen die Texte im römischen Alphabet mit jenen in Runen. Sie ziehen jedoch zurecht nur vorsichtige Schlüsse, da die Buchstabeninschriften aus fachgeschichtlichen Gründen bisher erst spärlich erforscht sind. Alle Amulette weisen christliche Gebete auf und es werden dieselben Elfen und Dämonen genannt. Die runischen, volkssprachigen Inschriften enthalten jedoch Textbausteine, die ins vorchristliche Zeitalter weisen, weshalb hier eine ältere, mündliche Tradition möglich sein kann (S. 153). Ansonsten tritt Latein als dominante Sprache der Runenamulettkultur in Erscheinung (Latein ist Teil aller Amulette, entweder alleine oder zusammen mit einem volkssprachigen Text), was für eine Nähe der Sprüche zur Kirche spricht (S. 154).

Der Artikel bietet wertvolles, gründlich diskutiertes neues Sprachmaterial und leistet einen fundierten Beitrag zum Verständnis von beschrifteten Bleiamuletten. Intermediale Aspekte kommen allerdings deutlich zu kurz und werden mit dem Satz „... results in each amulet being a product of intermediality: lead as material is one medium, the written word another, the carving of the written word a third, the folding and squeezing of the amulet a fourth and so on“ (S. 153) zu oberflächlich abgetan. Es wäre z. B. interessant gewesen, das Zusammenspiel von lateinischen und volkssprachigen Textelementen auf demselben Objekt bzw. die Wahl des

einen oder anderen Schriftsystems analytisch zu beleuchten. Ausserdem ergibt die poetische Natur der Formeln zusammen mit der Deutung von **mal runir** als ‚Rätsel‘, d.h. als eine Bezeichnung für ein Genre (S. 139; vgl. Nordby 2018, 29 zu *málrúnar* als Erklärung für einen poetischen Kenning) und **pularunu** als ‚Skaldenrunen, Skaldenreim (in Runen)‘ (S. 144) sowie die Anknüpfung an mögliche ältere mündliche Praktiken bei den volkssprachigen Runentexten einen spannenden intermedialen Komplex, der für die kulturgeschichtliche Bedeutung der Amulette relevant sein könnte.

Marco Bianchi behandelt in seinem Artikel „A stone on paper: intermediality and the Eggeby runic inscription“ den wikingerzeitlichen Runenstein von Eggeby (U 69) aus intermedialer Perspektive mit dem Ziel, der zeitgenössischen sozialen Einbettung des Textmonuments und damit der Deutung der kommunikativen Botschaft näher zu kommen. Er betrachtet dabei das Zusammenspiel unterschiedlicher medialer Ausdrucksformen auf dem Stein bei Produktion und Rezeption.

Bianchi unterscheidet deutlich zwischen den Konzepten *Medium* und *Modus (mode)*, indem er die Verwendung des Terminus *Medium* innerhalb der multimodalen und intermedialen Forschungstradition beleuchtet. Er konstatiert, dass *Medium* in der intermedialen Theorie sowohl für materielle Träger und technologische Verbreitungsinstrumente als auch für semiotische Systeme verwendet wird (S. 158). Intermedialität umfasst somit nicht nur das Zusammenspiel von unterschiedlichen semiotischen Systemen, sondern auch Medien (z.B. Bild, Musik), die mittels desselben semiotischen Systems (z.B. schriftlich in einem literarischen Text) repräsentiert werden (S. 158 f.). Bianchi begrenzt den Terminus in seiner Studie dann allerdings auf die materielle Definition.

Im ersten Teil seiner Studie untersucht Bianchi die Rezeption der Inschrift auf dem Runenstein wissenschaftsgeschichtlich und zeigt auf, dass Deutungen aus dem 17.–19. Jahrhundert auf einer Fehlesung in einer Abbildung eines Holzschnitts aus dem 17. Jahrhundert beruhen (vgl. Abb. 9.2 auf S. 162), d.h. vom wirklichen Runenstein losgekoppelt vorgenommen wurden. Die Runologen beziehen sich auf die Abbildung als handle es sich um den wirklichen Runenstein. Diese stellt laut Bianchi (S. 168) eine durch intermediale Referenz erzeugte Illusion dar: Die Runologen sahen die Abbildung als echten, interpretationswürdigen Repräsentanten des Artefakts an. Ausserdem waren die jeweiligen Deutungen im Rahmen der vorherrschenden kulturhistorischen Vorstellungen präkonzeptioniert.

Der zweite Teil behandelt drei mögliche intermediale Referenzen in der Eggeby-Inschrift. Die christliche Formel *Guð [hial]pi hans and ok sálu bætr þan hann gærði til* ‚Gott helfe seinem Geist und seiner Seele besser als er es verdiente‘ sei nicht wörtlich zu verstehen, sondern knüpfe an mündliche Formeln an, die im Zusammenhang mit kulturellen Praktiken des Totengedenkens zu sehen seien, und referieren damit abstrakt auf die Gesamtheit des Totengedenkens. Die Formel *munu æigi mæрки mæiri verða* ‚kein Monument wird bedeutender sein‘ könne als Zitat derselben Formel in einer anderen Inschrift angesehen werden, wobei es

sich je nach Definition bzw. damaligem Kontext um Intertextualität oder Intermedialität (mit Referenz auf mündliche Praktiken, S. 170) handle. Die Erwähnung der Brücke in der einleitenden Erinnerungsformel *Ragnælfir lét gærva brō þessi æftir Anund* ‚Ragnelfr liess diese Brücke nach Arnund errichten‘ schliesslich enthält die Referenz auf eine Brücke, die zusammen mit dem Runenstein als *mærki* ‚Monumente‘ anzusehen und laut Bianchi (S. 170) als „Index“ für die (ausserinschriftliche) „Medienkombination“ Runenstein-Brücke zu klassifizieren sei.

Bianchis Beitrag zeigt, dass mit modernen theoretischen Konzepten, wie den hier angewandten Begriffen der verdeckten (*covert*) und offenen (*overt*) Intermedialität, vereinzelte bestehende Interpretationen zu einer Inschrift geknüpft werden können, um neue Einsichten in einen möglichen zeitgenössischen Rezeptionsrahmen und somit den sozialen Kontext der Runensteine zu gewinnen.

Alessia Bauer schliesslich widmet sich in ihrem Beitrag „*Runica manuscripta* as an example of intermediality in manuscripts?“ den nordischen *Runica manuscripta*. Sie distanziert sich einleitend vom Konzept der *Intermedialität* und beschränkt sich in ihren Betrachtungen auf Multimodalität, was für *Runica manuscripta* bedeute, dass diverse Modi wie das lateinische und das runische Schriftsystem, Illustrationen und das Textlayout eine multimodale Komplexität ergeben, deren Komponenten zum Ausdruck einer Bedeutung funktional und intentional gewählt seien (S. 174 f.). Aus ihrer Studie schliesst Bauer Dokumente aus, bei denen verschiedene Modi in einem diachronen Prozess auf demselben Objekt zu stehen kamen, da die unterschiedlichen Modi nicht als Ausdruck einer einzigen Botschaft geschaffen wurden (S. 176). Bauer macht ihre Betrachtungen somit aus einer rein produzentenorientierten Perspektive.

Die Präsentation der – widersprüchlich zur zuvor eingeführten theoretischen Begrenzung – „intermedial“ (S. 178) genannten nordischen *Runica manuscripta* erfolgt in drei Gruppen. Die erste Gruppe, die ideographischen Runen, welche als Abkürzungen in volkssprachige Lauftexte im römischen Alphabet integriert sind, sieht Bauer als gute Beispiele für multimodale Kommunikation an. Die Textbotschaft funktioniert nur im Zusammenspiel der Runenzeichen mit dem restlichen Text. Die Runensequenzen der zweiten Gruppe jedoch, welche Personennamen, Ortsnamen oder Besitzerformeln in den Marginalien wiedergeben, würden keine Botschaften ausdrücken, die im Bezug zum restlichen Text intendiert waren, und seien deshalb nicht relevant in Bezug auf „Intermedialität“ (bzw. Multimodalität). Dasselbe gelte für den „*Canterbury charm*“ in MS Cotton Caligula A XV (London, British Library) fol.123v und 124r. Diese Exemplare werden jedoch zu oberflächlich als irrelevant abgehandelt. Wie ist z.B. die Mischschrift aus runischen und römischen Zeichen in *yPPER*, *HØKÆKØPING* und *yRSE* im MS CE 23 8vo (Erfurt, Universitätsbibliothek; vgl. S. 182) zu deuten? Hier handelt es sich doch gemäss vorgelegter Definition um Multimodalität – wenn auch nicht auf Text-, sondern auf Wortebene. Ebenso sind Besitzerformeln der Art „X besitzt mich“ genuin intermedial, denn die sprachliche

Botschaft in Runen funktioniert nur im Zusammenspiel mit der Materialität des Textträgers.

Echte Beispiele für multimodale Kommunikation gibt es laut Bauer in ihrem Korpus nur zwei: Zum einen die erste Seite des liturgischen Codex MX Grec 375 (Paris, Bibliothèque nationale de France) mit der in der linken Marginalie angebrachten Runensequenz **sanctus dionisius** und deren Transliteration im römischen Alphabet, die sich neben einer *Maestas Domini*-Abbildung befinden. Und zum andern der in Runen geschriebene Zauberspruch *Buslubæn* in den drei überlieferten Textexemplaren der *Bósa saga*. Ersteres Beispiel interpretiert Bauer als Dedikation an den französischen Heiligen, die durch die Wiedergabe in Runen hervorgehoben werden soll, und im letzteren fungierten die Runen als Evokation und Verstärkung des Magischen.

Wenn auch der theoretische Rahmen der Studie eingangs klar eingegrenzt und spezifisch für die vorliegende Studie zurechtgelegt wird, bleibt die Anwendung auf die *Runica manuscripta* bezüglich neuen Einsichten lückenhaft. Aus meiner Sicht hätte der Artikel von einer stringenteren Anwendung der theoretischen Prämissen profitiert, z. B. indem Multimodalität und Intermedialität konsequent auseinander gehalten sowie die Funktionalität verschiedener Modi anstatt übergreifend und abstrakt am Ende des Beitrags systematisch bei den einzelnen Beispielen diskutiert worden wären. Zudem bleibt bis zuletzt unklar, weshalb dieser Beitrag in einem Band zur Epigraphik publiziert ist, auch wenn die theoretische Anknüpfung an das übergreifende Thema des Bandes deutlich ist.

Insgesamt bietet der Band *Epigraphy in an Intermedial Context* diverse fruchtbare neue Perspektiven auf verschiedene Kontexte der Schriftverwendung im mittelalterlichen Skandinavien, England und Wales. Besonders begrüßenswert im runologischen Zusammenhang ist der Einbezug zeitgenössischer Inschriften in lateinischer Sprache und im römischen Alphabet, die für ein breiteres und ganzheitliches Verständnis mittelalterlicher Literalität unabdingbar sind.

Das theoretische Konzept der *Intermedialität* wird allerdings nur in wenigen Beiträgen aufgearbeitet und in der Analyse operationalisiert. Da jedoch die „Idee“ der intermedialen Betrachtung zu neuen Fragestellungen und Blickwinkeln geführt hat, braucht dieser Kritikpunkt nicht schwer zu wiegen. Viele Beiträge verfolgen eher einen multimodalen Ansatz, indem verschiedene semiotische Ressourcen, die entweder auf demselben Artefakt oder innerhalb einer epigraphischen Quellengruppe zum Ausdruck kommen, betrachtet werden. Nach dem zentralen Aspekt der Intermedialität, nämlich der „Teilnahme mehrerer Medien an der Bedeutungskonstitution eines Artefaktes“ (Reichel 2017, 597), wird nur in Bianchis Beitrag systematisch gefragt. Ein grundsätzliches Problem einiger Beiträge zeigt sich in der mangelnden Durchleuchtung des Medienbegriffs, der wissenschaftsgeschichtlich betrachtet tatsächlich auch stark verklärt ist. Um in einer Studie mit dem Begriff zu operieren, braucht es eine Auseinandersetzung mit der Begriffsgeschichte und eine klare Definition im Rahmen der jeweiligen Studie. Wenn *Medium* als Mantelbegriff für alles Mögliche gebraucht wird, ist

analytisch damit nichts gewonnen und konkretere Begriffe wie *Schriftträger*, *Artefakt*, *Äusserungsform* oder *Genre* hätten eine höhere Aussagekraft und eine tiefere analytische Schärfe.

Der Band bietet diverse handliche Register wie einen allgemeinen Stichwörter-index, ein Verzeichnis über Inschriften und Manuskripte und ein Personen- und Ortsnamenregister. Ausserdem besticht er mit hochqualitativen Abbildungen und Illustrationen. Eher unpraktisch hingegen ist die Handhabung der Referenzen in Fussnoten und einem einzigen Literaturverzeichnis am Ende des Bandes. Vermutlich handelt es sich hier um Vorlagen des Verlags um die thematische Zusammengehörigkeit der versammelten Artikel zu unterstreichen; diese Praxis ist jedoch für die Lektüre und Zitation der einzelnen, inhaltlich doch zu einem grossen Teil eigenständigen Artikel umständlich. Um sich eine thematische Übersicht über den Band zu verschaffen, wären zudem Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge hilfreich gewesen. Von wenigen editorischen Ungereimtheiten wie uneinheitlichen typographischen Konventionen (z. B. kein Fettdruck von Runentransliterationen in Okashas Beitrag) und unterschiedlichen Verweispraktiken (z. B. fehlen Bildreferenzen in Bauers Beitrag) kann abgesehen werden.

Bibliographie

- Missfelder, Jan-Friedrich. 2018. „Glocken.“ In *Handbuch Sound: Geschichte—Begriffe—Ansätze*, ed. Daniel Morat und Hansjakob Zeimer, 329–331. Stuttgart.
- Nordby, K. Jonas. 2018. „Lønnruner: Kryptografi i runeinnskifter fra vikingtid og middelalder.“ Unveröffentlichte Ph.D.-Abhandlung, Institutt for lingvistiske og nordiske studier, Universitetet i Oslo. <https://www.duo.uio.no/handle/10852/66332>
- Reichel, Elisabeth. 2017. „Intermedialität.“ In *Handbuch Literatur und Musik*, ed. Nicola Gess und Alexander Hanold, 597. Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie, 2. Berlin.
- Waldispühl, Michelle. 2013. *Schreibpraktiken und Schriftwissen in südgermanischen Runeninschriften: Zur Funktionalität epigraphischer Schriftverwendung*. Medienwandel — Medienwechsel — Medienwissen, 26. Zürich.
- Waldispühl, Michelle. 2016. „Schrift im Gespräch: Medientheoretische Überlegungen zur historischen Schriftinterpretation.“ In *Variation within and among Writing Systems: Old and New Concepts and Methods in the Analysis of Ancient Written Documents: Atti del convegno internazionale di grafematica storica Laut-Schrift-Sprache III, LSS 3, Verona 25–28 settembre 2013*, ed. Paola Cotticelli Kurras und Alfredo Rizza, 333–352. Laut-Schrift-Sprache, 1. Wiesbaden.